

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

169 (21.6.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Die ersten Kirschen sind reif

Die Schwarzwaldjugend und ganz besonders die auf dem Land ist zu Hause mit Lederbissen gewiß nicht verwöhnt. Schon im frühesten Kindesalter müssen sich die Buben und Mädchen nützlich machen zu Hause. Allerhand Arbeiten gibt es, die die Kinderhand schon verrichten kann und die von den Mosenmähen gar trefflich ausgeführt wird. Dafür dürfen die Kleinen auch einmal mit auf den Markt, dürfen sich das Getriebe im Städtlein ansehen und sich daran erfreuen. Ist doch dies alles für die in der Einjamkeit großgewordenen kleinen „Wälder“ eine neue Welt, ein Leben, das in vielen Dingen für sie interessant und erlebniswert ist. Und wenn es hoch kommt, greift der Vater in den Geldbeutel und spendiert einen ordentlichen Beiden und eine Wurst, ebenfalls Dinge, die bei einem Wälderbublein nicht alltäglich sind.

Solche Höhepunkte des Lebens sind beim Jungvolk im Schwarzwald nicht alltäglich. Und vielleicht gerade deshalb hat es die rechte Fähigkeit noch in sich, sich zu freuen über ein Ereignis und Erlebnis, das andern Kindern alltäglich ist.

Auch jetzt erleben die Kinder eine Freudezeit, die sehnsüchtig erwartet wurde und gar oft herbeigesehnt ward, die Zeit der ersten Kirschen. Auch die Stadtkinder werden sich darüber freuen, wenn auf den Marktständen die ersten Kirschenkörbe mit ihrem roten und schwarzen Inhalt sich bemerkbar machen. Aber so groß wie dort, wo man das Blühen und Wachsen und Gedeihen selbst miterlebt, kann die Freude dort doch nicht sein, wo es sich nur darum handelt, die Früchte einzukaufen, vorausgesetzt, daß der elterliche Geldbeutel nicht gar zu enge geschnürt ist. Als die letzten Winterstürme über die Haldeen zogen und der Frühling gar leise und sachte ins Tal gestiegen kam, erlebten die frühlingshungrigen Kinder das erste Wunder. Blüte um Blüte, hart und fein, öffnete die verschlafenen Augen und blinzelte verwundert ins Sonnenlicht. Und als erst der ganze Kirschenbaum in voller Blüte prangte, da war es ein Freuen und Jubeln unter der Kinderhand, die das Frühlingswunder herzlich begrüßte. Bienlein und Hummeln summten um die weiße Herrlichkeit, trugen Honigsäure und Blütenstaub schwer beladen nach Hause, froh und glücklich über den reichen Gabentisch, den ihnen ein gütiges Geschick beherrte.

Aber auch die Kinderhand wußte, daß sie nicht leer ausgehen würde, daß eines Tages und gar bald die Zeit kommen würde, wo ihr Tisch gedeckt sein würde. Grün schwellten die jungen Früchte, wuchsen drall und stramm in ihrer luftigen Höhe, färbten sich langsam und gingen allgemach der Reife entgegen. Des Kirschenbaums Grün verwandelte sich von Tag zu Tag in ein Meer bunter, satter Farben, das gar lieblich herunterglänzte

zu denen, die ungeduldig auf seine Bollendung warteten. Immer mehr erglänzte das Rot aus dem Grün der Zweige heraus, bis endlich einer der darrenden Mosenmähe klink und bebende am Stamm hinaufkletterte um einmal nach den Kirschen zu schauen. Sein langer Aufenthalt in dem buschigen Astwerk und die knappe Unterhaltung bewiesen den unten Darrenden, daß die Gesichte mit den Kirschen nun endlich doch so weit sein mußte, daß man sich mit ihr intensiv beschäftigen konnte. Und so wurde eines Tages einwandfrei und eindeutig festgestellt, daß nunmehr der glückliche Tag gekommen war und daß die Kirschen des Brechens harrten. Nirgends ist es im erwachenden Sommer für einen rechten Schwarzwälder Bub so schön, als auf dem Kirschenbaum, wo einem die Herrlichkeiten beinahe in den Mund hinein hängen und wo es beinahe zugeht wie im sagenhaften Schlaraffenland, dem Reich der Freuden und Genüsse.

Das mit dem Kirschenessen ist auch so eine Sache. Damit, daß man sich den Magen bis zum Nicht-mehr-können füllt, ist es noch lange nicht getan. Ein paar ordentlich volle Kestlein müssen

noch gebrochen werden, die man stolz mit nach Hause nimmt, sie den Eltern oder Geschwistern als leuchtende Trophäe bringt und ihnen damit den richtigen und wahrhaften Beginn der Kirschenerte kündigt. Auf jedes Ohr wird zudem ein gar schönes Kirschenpärlein gehängt, der sogenannte „Ohrenhänger“, der nachher wohl ebenso den Weg alles Irdischen geht aber vorher noch stolz allüberall verraten muß, daß die „Kirschen“ „sittig“ sind.

Kirschenerte auf des Vaters Bäumen ist gewiß etwas Schönes, ist aber nichts gegen einen Besuch auf fremden Kirschenästen und besonders auf solchen, auf denen man bestimmt weiß, daß man ein nicht willkommenes Gast ist. Selige Bubenseit! Was war es doch so schön, im Pfarrgarten eine Klein-Exkursion auf den Herakirschenbaum zu unternehmen. Doppelt schön und interessant war die Geschichte, wenn der Herr Pfarrer just einen Spaziergang in den Garten unternahm, sich da und dort zu einem Gelbweigelein- und Rosmarinstöckchen niederbeugte, bis sein Lustwandeln ihn unter den alten Kirschenbaum führte, in dem ein paar frohe Dorfubun nach Herzenslust schmauften. Er hat uns aber nie erwischt, der gute alte Pfarrherr. Wetten aber möchte ich, daß er gar oft eine Ahnung davon hatte, wer sein irdisches Gut im Garten auf eigene

Kauf mit ihm teilte. Er wußte besser als alle, die viel davon reden und anders handeln, daß des Herrgotts Tisch auf dem Kirschenbaum für Iminen und Würmlen, für Spagen und kirschenhungrige Dorfubun gedeckt ist und daß sie alle an dem Reichthum teilhaben sollen.

Die ersten Kirschen sind reif. Wieder ist für ein Jahr des Sommers erste Botschaft eingetroffen. Wieder ist eine Hoffnung erfüllt, an die man in dieser Zeit der Not und Sorgen fast nicht mehr glauben wollte. Und läßt die Erfüllung der einen nicht die andere Hoffnung zu, daß auch manch Anderes noch und wieder in Erscheinung treten werde, daß manches was grau und trübe vor uns liegt, doch wieder klar und hell werden könnte. Viel weria machen ein Viel. Viele kleine Freuden machen die Sonnenseite des Lebens aus. Und eine davon, die kinderfrohe Kirschenzeit, hat nun eben ihren Anfang genommen. Und wenn sich die Jugend freut und gar sehnsüchtig nach den Kirschenherrlichkeiten schaut, dann sollen die Großen und Alten wieder für ein Stündlein jung sein, sollen sich froher Kindheitstage erinnern und jener Tage gedenken, da man die Kirschen probierte und zuguterletzt am Kirschenstamm herunterrutschte wie das Streichholz an der Schachtel. Nur wurde dabei der Kopf nicht warm, um schon einmal bei dem Beispiel zu bleiben, sondern die entgegengelegte Seite, diejenige, die bei Buben um die Kirschenzeit herum nicht immer sonderlich komfortabel aussieht. — Dafür kommen aber alle Sinne auf ihre Rechnung. Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl. Und wenn das Gefühl bei all diesen Herrlichkeiten leer ausgehen sollte, so ist dies nur scheinbar. Wenn bei rechten Buben der Kirschenstein, mit gewandtem Ringnagelschlag entsendet, wohlgerichtet in des Nachbars Gesicht landet, dann knallt, das es eine Freude ist, und die Tatsache, der Kirschenreife hat ihre letzte und nicht weiner frohe Auswirkung gefunden.

Das Glück kommt, wenn man wartet

Hermann Erb, ein junger, wohlhabender Mann aus München, hatte sich fünf Jahre hindurch mit einer Jagdarte und einem Gewehr in der von seinem Vater gepachteten Jagd in den Boralpen herumgetrieben, um einen Hirsch zu schießen. Entweder war es Zufall oder mangelndes Glück; niemals war es ihm gelungen.

Vor einigen Tagen fuhr er nachts von einer wiederum vergeblichen Hirschjagd kommend von Kogel mit seinem Wagen heim, und ein Hirsch von 140 Pfund, gebendet von den Scheinwerfern, krachte mit dem Wagen zusammen. Der Schreck des Jägers war nicht geringer, als die Schäden an Laternen und Koffkugeln. Das arme Tier verendete. Erb lieferte seine Jagdbeute pflichtgemäß ab.

Alles kommt mit der Zeit zu dem, der wartet. M. A.



Oberpräsident als Dramatiker
Wirkungsvolle Szene der Aufführung von Rubens „Totila“
H. Wilhelm Kude, der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, schrieb ein Drama aus germanischer Vorzeit, „Totila“, das die letzten Kämpfe der Ostgoten in Italien schildert. Das Stück erhielt jetzt in der Luftschiffhafen-Festhalle in Potsdam unter der Regie von Heins Glahn eine ausgezeichnete Neuaufführung.

Der Jüngling im Feuerofen

ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

39. Fortsetzung.
Ich legte meinen Arm um die Schmollende, aber sie sträubte sich und koste, so weit wären wir noch lange nicht.

Nun hatte der Bube sich vollgetrunken, so daß er warm und weich hinüberzuschlummerte. Maria wachte ihm den Rahm vom Mäulchen, dann mußte ich den Wurm einen Augenblick halten. Da lag er denn wie ein frisches Graubrot auf meinem Armen. Ich wollte das Kind zärtlich wiegen, aber da sei jetzt falsch, belehrte mich Maria: „Die Milch kommt sonst hoch!“

Mittlerweile hatte sie die Bluse angeknöpft, ich wurde meiner Last entledigt, weil ich zu stoffelig wäre für derlei hübe Dienste. Dann erzählte Maria Selbach von daheim. Die Mutter schickte ihr immer noch heimlich Geld, der Vater dürfe es nicht wissen. Der Alte habe sie im siebten Monat ihrer Schwangerschaft vors Haus gestoßen. Und er bestrehe heute noch hartnäckig darauf, seine Tochter dürfe ihm nicht mehr unter die Augen kommen.

Maria hatte noch mehr von diesem strengen Vater erzählt, aber meine Ohren waren unaufmerksam geworden: Ich starrte zum Strom und sah eine scheußliche Frucht um die Kribbe treiben. Auch Maria mußte die Leiche gesehen haben; denn sie stockte und klammerte sich an meinen Arm, um die schmerzhaft geschlossenen Augen in meiner Jacke zu vergraben.

„Maria, es gibt viel Leid in der Welt. Wir sind nicht die einzigen!“

Die Sonne stand senkrecht über Mostheim und verbrannte das Gras, auf dem wir ruhten. Amelien trabbelte über unsere Hände, soweit sie schlugen wir lästige Wespen in die Luft zurück, damit sie dem schlafenden Kinde kein Leid taten. In Vorshausen blies ein rührseliger Epitapher Trompete: Behüt dich Gott — —! Maria wurde wehmütig, das Lied flog so schmalzig über den Rhein, daß sich die Wellen trüffelten.

„Und wie heißt der Junge?“
„Er hat noch keinen Namen. Ich meine oft, er dürfte niemals größer werden. Darum ist mir bange. Er hat ja keinen Vater!“

Seltam, daß Maria plötzlich etwas ganz anderes zu erzählen begann: Von den Ensländern, die sich in Köln durchaus anständig betrugten. Die Tommies hätten noch keine Verbrechen begangen, während man von den Franzosen und Belgiern jeden Tag die wüsten Dinge hörte. Mittlerweile seien auch Kriegsgefangene ausgetauscht worden, das wären Szenen gewesen. Und die Geschäfte hätten alle gut zu tun, nur das Geld würde immer weniger, der Pöbel käme nicht zur Ruhe, die Post sei dürfe kaum mehr zuareifen. Die wirklich Armen ließen sich unterdessen die Beine nach ehrlicher Arbeit ab.

Über das wußte ich doch alles, das machte mir Kummer wie jedem, der sich um gerechte Gedanken mühte.

„Maria, was soll nun werden aus dir und deinem Kind?“

Das Mädchen zuckte mit den Schultern und suchte wieder das Wasser ab: „Heut bin ich ja noch hier, man lebt von einer Stunde in die andre, jede kleine Freude ist ein Geschenk vom lieben Gott!“

„Maria, der Junge muß einen Vater haben!“
Die kleine Mutter stand auf, sie war lahm geworden von der Sonne und vom rübligen Stien. Ich mußte sie stützen, damit das Kind nicht erwachte. Eine Antwort durfte ich nicht hören, aber Maria ains jetzt drei Schritte vor mir, so daß ich sie zum erstenmal ganz betrachten konnte: Sie war nicht schlant und nicht drall, sie war so gewachsen, wie es sich gehörte. Die Hüfte stak in schwarzen Halbshuhen, im Nacken hing ein brauner Haarknoten, an den Ohren baumelten Ringe, der gekümmte Kopf des Sommerkleids schaukelte fräulich bei jedem Schritt. Alles war wie leise Musik. Wie ein deutsches Volkslied.

„Maria?“
Auf meinen Ausruf drehte sie sich um; die Sonne fiel ihr jach ins Gesicht. Da deckte sie die Hand über die Stirn: „Was soll ich?“

„Nur stehenbleiben!“
Jetzt sah ich ihr ins Gesicht, das nicht blaß und nicht braun war. Zwischen den frischen Wangen hockte eine Stumpfnase, über der Stirn war das Haar gescherteilt wie auf einem Römer Madonnenbild.

„Maria, der Junge muß einen Vater haben!“
Sie neigte den Kopf, ließ die schattende Hand sinken, drückte das Kind mit dem Brusttuch an sich. „Komm, es sieht uns keiner!“
Da küßte ich sie, und der warme Mund sträubte sich nicht.

„Manes, wen hatte ich noch?“

Als wir ins Dorf kamen, hielten wir uns an den Sünden fest wie Kinder. Mein Reich war nicht mehr von dieser Welt.

In der Tür vom „Goldenen Anker“ standen sie wieder alle drei: Adam, Eva und die fette Su-

anna. Sie stießen sich kichernd in die Rippen, als wir näher kamen. Adam Anker ließ mir entgegen: „Wir wollen Mittag esse, wir all aufzume, ge!“
Maria hatte nichts einzuwenden, sumal sie das Kind auf Eva Ankers Bett legen durfte.

In der Wirtstube pfeiften die blutigen Offstiere. Keiner sprach eine Silbe, jeder löffelte sein Süppchen. Eva Anker offenbarte mir, diese Einquartierungen übertrafen einander an Artigkeit.

Das Leben ist eine Escaladierbahn. Immer rauf und runter. Den Steifen wird brüderlich nachgeholfen, die Schlappen und Schwachen bleiben auf Staatskosten liegen. Ich selber thronte auf der höchsten Zinne und hielt mich krampfhaft fest, man wurde ja zuweilen so unsicher. Auf meine Kräfte konnte ich mich schon verlassen, aber die Gerüste wackelten heute mehr als je. Immerhin: Wer mühsam den Berg erklimmt, steht auch die Welt von oben!

Bei Tisch las Adam Anker den letzten Kalenderspruch vor und maß mich zwinkernd über die Seite: „In einem kleinen Tümpel spiegelt sich der Himmel auch.“

Welche Mühe gab sich Susanna, von Maria Selbachs Ruf und Art das Genaueste zu ertüffeln: „Sin se verwandt mit unserm Himmerod? Habbe se das Kind schon immer gehabt? Warum trage se keine Ring am Finger? Wann fahrte se wieder fort von Mostheim —?“

Bis ich in der Küche, als alle dabei waren, das große Rätsel erklärte: Maria sei eine Kriegerwitwe, ihr Kind habe sie von ... mit!
Große Bewegung. Susanna verfräunte die Arme wie ein Ringkämpfer. Ich sprach unentwärt weiter: „Ich habe bereits morgen mit zwei Leuten aus Mostheim Wichtiges zu reden. Mit dem alten Ammann Pantraz Wendland, hernach noch mit dem Pfarrer, der für die himmlische Genußmigung zuständig ist. Klar?“

(Fortsetzung folgt).